Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Buchbesprechung: Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

meiner Empfindung, das leibhaftige Sinnbild meiner Stimmung: Elend, Verelendung... und daraus gibt es keine Erlösung, es gibt nichts anderes als Elend! Warum schießt sich die nicht tot in ihrem Jammer?

Ich erschrak so, daß ich Herzklopfen bekam.

Ihr Weg führte die Verkrüppelte scheinbar an mir vorüber. Als sie in meine nächste Nähe kam, sah sie mich plötzlich an und lachte mir unendlich freundlich zu — ich vergesse den lieben Ausdruck in diesem häßlichen Gesicht nie — dann blieb sie auf einmal stehen. „Ach, Fräulein," fragte sie mich bittend, „Sie sitzet gwüß nit agnehm uf em Baumstamm, dörft ich Ihne-n-en Liegestuehl bringe?" Und schon eilte der Krüppel davon, hinkend, jämmerlich hinkend. Das Mädchen hatte nicht einmal eine Antwort von mir abgewartet.

Wenige Minuten später, und das Mädchen kommt wirklich mit einem Liegestuhl zurück. Mit sichtbarer Mühe hält sie ihn mit ihren verkrüppelten Händen vor sich her. Auf ihrem Gesichte eitel Sonne. „'s isch schön hier, nit wahr, Fräulein?" Mit diesen Worten stellt sie den Stuhl einladend vor mich hin. „Chömet Sie doch nur jede Tag dahere, der Liegestuehl staht-ne jede Tag zur Verfüegig!"

Dann ist sie weitergegangen

Ich sah der Verkrüppelten nach. Sie kam mir plötzlich so schön vor, so harmonisch, so schön... Und ich habe es tief empfunden, mit der größten Ueberwältigung: es gibt nur eine Selbsterlösung, und das ist Gutsein. Es gibt nur eine Liebe, und das ist Opfer. Alles andere ist diesen Namen nicht wert. Nun schien mir mit einem Male alles voll tiefen, schönen Sinns, die Menschen waren für mich so groß und reich. Und eine tiefe Ruhe stieg mir ins Herz.

Das Leben ist doch lebenswert!

Nun kenne ich das Geheimnis aller Harmonie: Gutsein.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Adolf Frey. Stundenschläge. Letzte Gedichte. Leipzig. H. Haessel, Verlag. 1920.

„Stundenschläge" hat der zu früh erblichene Meister die letzte Sammlung seiner Gedichte, als er sein Haus bestellte, selber noch genannt. Kein andrer hat wie er das Ohr allezeit lauschend und fragend an die geheimnisdunkle Herrschgewalt der Zeit gehalten. Tod und Vergänglichkeit sind die tiefen Schatten, die in das Oktobergold seiner reifen Kunst von jeher gedunkelt haben.

„Der Zeiger hastet, rasch verschwebt mein Leben,
Unausgelebt, von Sehnsucht heiß und matt:
Was du mir geben kannst, jetzt mußt du's geben
Bald sinkt das letzte Rosenblatt."

Was er vorfühlend im Liede klagte, ist sein Schicksal geworden.

Das gibt seiner Lyrik die wehe Wahrheit, die durch den Adel des Klangs und die Schönheit des Wortes zittert. So machen denn auch die schmerz- und geistesschönen dichterischen Gebilde, die Adolf Frey zur letzten Gabe las, den Eindruck, als stammten sie in ihrem Großteil aus den schweren Tagen, da ihm zum letztenmal „das Herbstlaub rot im Dufte hing", und da er wußte, daß er „den Stab gefaßt hatte, dran jeder von der Sonnenhalde hinunter wandelt nach der Schattenflur".

Und doch sind diese Gedichte, bis 1912 und zum Teil noch auf weit frühere Eingebungen zurückgehend, fast ausnahmslos in den Tagen seiner ungebrochenen Kraft entstanden. Das verrät ja auch schon der Reichtum der Einfälle, die künstlerische Durchbildung und Vollendung der meisten. Alle sieben Röhren seines tiefen klaren Liederbronnens fließen, keine hat zu spenden aufgehört, und keine ist ihm je reicher geflossen.

Dem Dichter Adolf Frey ist der Wohllaut des Liedes bis an die Schwelle des Greisenalters beschieden geblieben. Von seinen fünfzig letzten Gedichten sind nahezu die Hälfte Lieder. Adolf Frey hat mit Recht im Liede die Vollendung aller Lyrik gesehen. „Von Sehnsucht zitternd und von Glück beseelt" waren die Stunden, da es ihm „aus Seelengründen unversehens aufblühte". Nach Liedern mißt er Jahr und Mond. Das Lied ersehnt er, wenn er „ins Joch geschirrt" ist, und wenn er im Hochland rastet.

„Es lüstet mich nach Lied und Sang.
Wohlan! hier in den Blöcken ruht
Und dämmert ungewiß ein Lied!
Hast du Gewalt, so weck es auf!
Dann tritt es aus dem Stein hervor
Und aus dem Stein in deine Brust
Und aus der Brust ins warme Wort!"

So dunkel der Dichter seine Lose fühlte, der helle Liederstern hat ihm geleuchtet bis in die Schatten des Todes hinein.

„Streut Rosen auf die Tische
Und Lieder in den Wind
Und umflechtet die Pforte
Mit Blütengewind!"

Nie werde ich die Stunde vergessen, da mir der Schwerkranke, kaum von der Operation Aufgestandene, im Garten des Kantonsspitals diese Verse sprach, deren festliche Lebensfreude in so ergreifendem Gegensatz zu seinem Aussehen stand, und nie habe ich lebhafter gefühlt, was mir schon längst Ueberzeugung und Wissen war, daß diese Lyrik nicht gemacht ist, sondern sich von selbst gemacht hat wie jedes naturnotwendige Geschehen.

Alle Gedichte Adolf Freys sind Eingebungen des Augenblicks; wenige ließ er stehen, wie sie der Augenblick gebracht, manche trug er von der ersten Fassung bis zur Vollendung jahrelang mit sich herum. Neben dem einfachen Herzenston liebte er das Aparte, Neuartige eines Motivs. Er bereicherte und erhob Sprödes durch den Glanz seiner malerischen Phantasie.

Ein interessantes Beispiel dieser eigenartigen und vielfach mißdeuteten Begabung ist das Gedicht „Schriftzüge" mit dem graphologischen Fall, daß eine Schrift nach Jahren dem Liebenden verrät, welche Charaktereigenschaften der Geliebten den Bruch herbeigeführt haben. Den spröden Vorgang der Erkenntnis verschönt der Dichter durch den Mondscheinzauber, in dem sie geschieht, und durch tiefdringende Seelenkunde.

Vermochte keine Kunst der Schilderung das Spröde, das im Motiv selbst liegt, völlig zu schmelzen, so feiert dagegen in einem Gedicht wie „Schulgarten", die Fähigkeit, durch Schilderung Poesie zu erzeugen, Triumphe.

Der Dichter beschreibt einen abgeräumten Gottesacker:

„Ein himmelblauer Chor Vergißmeinnicht
Umsteht bewundernd einen Haufen Pensees
In braun und violetten Sammetmänteln;
Gemeinsam spinnen sie die Träume weiter,
Die der im Grabe unter ihnen einst
Geträumt: er war ein Dichter; seine leisen,
Gehauchten Lieder starben im Gelärm
Zerwühlter Zeiten, und sein heißes Herz
Brach früh in Leidenschaft und Not und Drangsal.
Unweit erglühen, Sommerglanz und Wehmut
Des Herbstes lieblich einend, dunkle Rosen
Bei blauen Astern. Und darunter schlummert,
Die zu des Dichters Denkstein Blumen trug,
Bis man ihr selbst den stillen Hügel kränzte."

Das ist der Griffel großer Poesie, und unverwischlich ist, was solcher Stift geschrieben.

Es ist nicht so, daß der Maler und der Dichter Frey sich bekriegten. Die malerische Phantasie Freys ist nicht auf der Leinwand festzuhalten. Die vier Gewappneten, in Silber Geschienten, die zur Mitternacht aus jedem Schalltor des Münsters springen und die Nacht nach allen vier Himmelsgegenden durcheilen, um ihre zwölf Schläge an ihren Silberschild zu schlagen, sie sind kein Motiv für den Maler, freilich auch nicht ohne weiteres für den Dichter, sofern er Herzenserlebnisse kündet. Wer aber wollte leugnen, daß der phantastische Vorgang schön ist und voll Augenlust?

So mag man diese und ähnliche Erzeugnisse der Freyschen Phantasie gelten lassen und sich an ihrer besondern Eigenart freuen.

Bei diesem Dichter drängt eben alles zum Gesicht.

Aufschlußreich ist hiefür der „Schattenriß", wo der Dämon des Verdachts das Bild des Nebenbuhlers aus den Abendschatten an der Wand schafft.

Das Irreale wie das Reale zaubert uns der Dichter mit gleicher Kraft vor die Seele. In der legendenhaften Ballade „Hilfe" ist die Helligkeit der realistischen Beleuchtung unvermindert, auch wenn der Engel den Pflug führt. Immer wieder muß man bewundernd den Finger auf die poetische Erfindungskraft legen, die bis ins einzelnste waltet. Nicht weniger als dreimal verwendet Adolf Frey in dieser Sammlung das Motiv des fallenden Rosenblattes, das uns in den Eingangsversen schon begegnet ist. Aber wie eigen jedesmal gewendet! In „Zeichen" ist der Blätterfall („der Strudel weißer Zungen") die geheimnisvolle Antwort auf die Frage des Dichters an das Schicksal, „wie manches Lied der Schlanken noch zu singen ihm gewährt sei". Im „Rosenblatt" löst ein herabgewehtes Rosenblättchen dem schlummernden Dichter das Traumerlebnis eines Kusses aus, den ihm „die scheue Geliebte mit zarten, taukühlen, schmalen Lippen sacht auf die Wange drückt".

Das tiefe Gefühl freilich flutet am stärksten und schönsten im Klang des Liedes. Von Sterbeweh und Lebensfreude ist da Unvergängliches gesungen.

„Sehnen, das der Schnee verschüttet,
Heimweh, das der Frost erstickte."

stürmt in unsre Seele und psalmodiert des Dichters Lenzjubelruf mit:

„Laß uns in die Wälder streifen,
Laß uns auf die Berge steigen,
Laß uns in die Lüfte jubeln,
Daß wir noch auf Erden wandeln!"

Man fühle das ganze Gewicht des „noch" und begleite ergriffen den Dichter auf seinem „Auszug" von Heim und Herd zum Tal des Todes:

„Lösch auf dem Herd die Flammen!
Hauch aus den Ampelschein!
Wir müssen zur Stunde zusammen
In rauhe Nacht hinein."

Die regenmüden Matten
Umrieselt Nebelduft,
Und tief, o tief im Schatten
Erschauern Steig und Kluft.

Wir schreiten über Scherben —
Das ist zerbrochnes Glück;
Wir sehn vor uns das Sterben
Und kehren nie zurück."

Es wären nicht alle Töne Adolf Freys beisammen, wenn in die dunkeln Glocken des Leids nicht auch die silbernen Fastnachtschellen des Humors klingelten. Sie führen die Melodie in dem Gedicht „Die bloßen Knie" und dem feierlich-schalkhaften „Tempel der Enthaltsamkeit",

in dem „Uftrag“ an Fritz Niggli, dessen Vertonungen seiner Dialektlieder Adolf Frey ans Herz gewachsen waren.

Die Krone der Sammlung ist das Gedicht „Heroen“. Einem Sterbenden helfen die Töne Bachs, Mozarts, Beethovens über die letzte Not. Wie Adolf Frey den seelischen Gehalt eines jeden dieser hohen Meister ausschöpft und zum Gehalte seines Lebens formt, ist ein Vermächtnis hoher Menschlichkeit und hoher Kunst. Wie er von Bachs frommer Tapferkeit sagt:

„Bleibst du gelassen auf dich selbst gestellt,
So meisterst du den Teufel und die Welt.“

Wie er von Mozarts Himmelsklang seufzt:

„Mein Leben ist Beschwerde,
Und doch, in solchem Glanz wie trüg' ich's gerne“
Noch eine Frist auf diesem bittern Sterne.“

Wie er von Beethovens Titanenringen bekennt:

„Heil dem, der überm herben Erdenrund
Die Hände hebt zum ew'gen Geisterbund!
Die Sehnsucht zieht uns aus der Erdenklause
Empor zum lichtumschanzten Götterhause!“

so ist Adolf Frey selbst durchs Leben gegangen, so litt er, so stritt er, so überwand er. So bleibt er.

Fritz Enderlin, Zürich.

* * *

Das Adolf Frey-Buch. Schon neigt sich der Jahrgang zum Ende, und noch zwei Hefte sind fällig, so jährt es sich, daß wir Adolf Frey unsere Sondernummer zum fünfundsechzigsten Geburtstag auf den Weihnachtstisch legen durften. Er erlebte sie noch, und dankbar schrieb er uns, wie freudig ihn die Publikation überrascht habe. Eine Reihe jener Beiträge hatte uns Professor Dr. Carl Wiegand im Einverständnis mit den Verfassern zur Publikation übergeben; denn sie waren eigentlich für das vorliegende Buch bestimmt, das auf den 65. Geburtstag des schwer Erkrankten, den 18. Februar dieses Jahres, erschienen ist, aber leider zu spät kam, dem Lebenden noch ein beglückendes Zeichen der Liebe und Verehrung zu sein, die ihm zeitgenössische Dichter der Schweiz, Schüler und Freunde entgegenbrachten. Als Kranz auf das Grab des Verstorbenen nur konnte das Buch niedergelegt werden, und doch — es hat seinen Zweck keineswegs verfehlt. Denn es gehört nicht zu den Gelegenheitsbüchern, die, für den Tag gemacht, mit dem Tage verwehen. Man lese in der Abteilung „Bildnis und Persönlichkeit“ die prächtige Charakteristik von C. F. Wiegand, lese Robert Faesis wohlabgewogene Darstellung des Lebenswerkes, das Adolf Frey hinterlassen hat, lese Fritz Enderlins zeitgemäße Betrachtung über den „unzeitgemäßen Adolf Frey“ oder die Spezialdarstellungen über den Literaturforscher (von Franz Beyel), die Festspiele (von Fritz Hunziker), den Dialektdichter (von Ernst Eschmann) oder Hans Trogs ausgezeichnete Darstellung von Adolf Freys Künstlerbüchern und die Studie „Landschaft und Liebe“ von Anna Fierz; man erinnere sich der ganz entzückenden Erinnerungen Ernst Würtenbergers „Mit Adolf Frey zusammen“, welche auch dem Januarheft der „Schweiz“ zur besondern Zierde gereichten, man freue sich an Eduard Korrodis schöner Darstellung des Meisters und Hochschullehrers und an Max Zollingers Essay „Mit Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller“ — und man wird uns zugestehen, daß kaum je das Bild eines Lebenden in so gediegener und umfassender Art gezeichnet worden und daß dieses Buch zum Verständnis Adolf Freys eine wahre Fundgrube für jeden ist, der sich mit dessen Wirken und Schaffen befassen wird. Sollen wir die Dichtergaben dieser wertvollen Publikation bis ins einzelne erwähnen, Fritz Enderlins und Esther Odermatts persönlich an Frey gerichtete Gedichte und die wertvollen Dichtungen von Meinrad Lienert, Paul Altheer, Emanuel v. Bodmann, Gottfried Bohnenblust — von dem auch das Sonett stammt, das an der Spitze des Bandes steht — Jakob Boßhart, Heinrich Federer, Max Geilinger, J. C. Heer, Paul Ilg, Norbert Jacques, Isabella Kaiser, Felix Möschlin, Dominik Müller, Max Pulver, Joseph Reinhart, Carl Spitteler, Maria Waser, Ernst Zahn, oder die Beiträge dichterischen und wissenschaftlichen Inhalts seiner Schüler? Gewiß, in diesen beiden Abteilungen mag da und dort etwas nicht ganz auf der Höhe der allerbesten Arbeiten des Bandes stehen; gut aber sind sie alle, zum Teil ausgezeichnet, und alle sind in Liebe gegeben und wären von Adolf Frey dankbaren Herzens gewürdigt worden. Und vor allem: — das Buch trägt einen Wert in sich selbst; der Herausgeber, C. F. Wiegand, hat mit feinem Verständnis Mitarbeiter und Beiträge ausgewählt und so einen Sammelband zusammengestellt, der in dem Fache, wo die Literatur der deutschen Schweiz steht, jeder Bibliothek zur Zierde gereicht. Und auch dem Verlage, Grethlein & Cie. in Zürich und Leipzig, gebührt Anerkennung für die Ausstattung mit reichem Bildnismaterial, aus dem uns die äußere Erscheinung des Unvergeßlichen veranschaulicht wird. Der Fünfzehnjährige eröffnet chronologisch den Reigen der acht Porträts aus allen Lebensaltern; das auch unsern Lesern nicht unbekannte Temperabild Ernst Würtenbergers fehlt nicht in dem Bande, dessen Umschlag ein Holzschnitt von desselben Meisters Hand schmückt, und die letzte Aufnahme von C. Ruf in Zürich zeigt schon die Runen schweren Leidens in dem gealterten Antlitz des Gefeierten. Vierzig Mitarbeiter zählt das schöne, wertvolle Buch. Leicht hätte diese Zahl auf 50, ja 100 erhöht werden und sich der Band zum Folianten auswachsen können; denn Adolf Frey besaß in der Schweiz und in deutschen Landen jenseits des Rheins viele Freunde und Schüler, die freudig mitgewirkt hätten. Aber schon so ist es ein Denkmal von bleibendem Wert, und gerade so, wie es ist, werden es alle hoch in Ehren halten.

H. M.-B.

* * *

Georg Speck. Eynars Töchter. Roman. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1920.

Lang ist's her, seit Georg Specks Roman „Zwei Menschen" noch unter Fritz Martis Redaktion im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" stand. Das Werk hatte etwas Unabgeklärtes an sich; aber es zeugte von innerm Ringen nach einer Weltanschauung und von entschiedener dichterischer Gestaltungskraft. Hierauf erschienen „Ruth" und „Der Garten", die ein inneres Wachsen verrieten. Dann nichts mehr. Sieben lange Jahre blieb dieser Zürcher Lehrer stumm; aber in der Stille hat er während dieser Zeit ein Buch werden lassen, das unzweifelhaft das Werk eines Dichters ist: „Eynars Töchter". Viel reifer als die „Zwei Menschen" ist dieser Roman aus einer Kleinstadt; wieviel Menschenkenntnis und klares Urteil über ihr Denken, Fühlen und Handeln steckt darin! Und die Sprache ist fast durchweg — ein paar kleine stilistische Entgleisungen ausgenommen, die den Wert des Ganzen kaum beeinträchtigen — wohlgebaut und nicht ohne persönliche Note, obwohl keine Originalität à tout prix uns daran verblüfft und — verstimmt. Der Charakter des Buches ist realistisch mit einem leichten Zug ins Romantische. Das altväterische Städtchen am See, das ganze Milieu lassen die Fäden, die zu den Leuten von Seldwyla zurückführen, wohl erkennen; aber das Ganze ist auf sich selbst gestellt, und die Zeichnung des alten Arztes Dr. Eynar, des Menschenfreundes und trefflichen Vaters, der weltklugen Mutter und der drei Töchter verdient hohes Lob, wie auch die überaus geschickte Verschlingung der Eheschicksale dieser drei Mädchen Leonore, Florentine und Marianne, wobei schon die recht glückliche Wahl der ihre Trägerinnen charakterisierenden Namen hervorgehoben sei. Wenigstens bei den zwei jüngern. Leonore, das große Kind, das an der Seite des Spirituosenfabrikanten Lutz von Kapri leiden lernt, ohne zu klagen, und Haltung bewahrt, eine Tugend, die sie von der Mutter — nicht ererbt, sondern gelernt hat, geht nach dem Tode ihres Gatten, der das Leben mit Spielereien und sein Vermögen im Spiel vertat, tapfer ins Ausland, um den Eltern nicht zur Last zu fallen. Florentine, das Ebenbild der Mutter, ganz Haltung, kühl, von rassiger Schönheit, verschmäht den Dichter Marzelin, der ihr, der etwas Verzogenen, nicht das ihren Ansprüchen angemessene Leben zu bieten vermöchte, und heiratet den Bankiersneffen Butti aus Vernunft. Aber wie die Standesheirat Leonorens mit dem päpstlichen Adeligen schlägt auch die Geldheirat Florentines nicht zu deren Glück aus; Frau Doktor Eynars Lebensklugheit versagte in beiden Fällen. Besser geht es der lebenstüchtigen, verständigen und vielleicht etwas alltäglicher gearteten Marianne mit dem Handelsangestellten und Bauernsohne Peter Rapin. Wenn die etwas standesbewußte, wohlberechnete Mutter, die Schwester des Bankiers Butti, nicht gestorben wäre, würde sie wohl mit dieser Mesalliance kaum zufrieden gewesen sein. Anders der alternde Vater. „Zwei Kinder habe ich hergegeben," überlegt er. „Ich glaubte es gut zu machen; aber es war nicht gut. So wollen wir dieses Mal Marianne selbst entscheiden lassen." Und etwas nüchtern entscheidet Marianne: „Er ist ein braver Mensch, Vater. Von mir aus, ich wag's mit ihm." Und der robuste Peter sticht seine beiden Schwäger als wackerer, tüchtiger Geschäftsmann aus; sogar das Haus Butti unterliegt seinen Unternehmungen. Und doch — ist diese Ehe wirklich das, was sich der Mensch erträumt? Doch wohl nicht ganz! Allerlei Hoffnungen gehen unter in diesem Leben der unermüdlichen Erwerbsarbeit, des Rackerns und Plagens um materiellen Gewinn... und ein klein wenig enttäuscht ist auch Marianne, die meint: „Plagt man sich denn ein Leben lang um dieses alles?" Doch Marzelin tröstet sie: „Wir sind eben nicht da, glücklich zu sein, sondern glücklich zu machen; das ist auch Glück." Nun — mag sich der realistische Darsteller sagen — so ist das Leben; und der alte Doktor behält das letzte Wort, wenn er meint: zum Glück, das nach Marzelins neuer Anschauung in der Arbeit ruht, gehöre nicht nur ein wenig Schönheit, die Marianne verlangt, sondern vor allem Liebe.

Diese kurze Skizze gibt nur ein dürftiges Bild von dem Inhalt des schönen Buches, das reich ist an treffsichern Beobachtungen und lebenswahr geschauten Szenen, sogar da, wo uns etwas wohl ausführlich von Speis und Trank und Dessert erzählt wird. Kurz — das Buch verdient Empfehlung; es ist ein guterzählter, wohlgebauter Roman echt schweizerischer Herkunft und Tradition, spannt nicht durch äußere Handlung, fesselt aber durch das innere Leben, und das ist wohl das Kriterium solider Arbeit und echten Könnens. H. M.-B.

* * *

Ernst Gagliardi. Geschichte der Schweiz von den Anfängen bis auf die Gegenwart. 1. Band. Zürich, Rascher & Co., 1920.

Die hier vorliegende neueste Darstellung der Geschichte der Schweiz will, wie der Verfasser im Vorwort sich ausspricht, vor allem die Zusammenhänge der schweizerischen Entwickelung mit dem Ausland, in höherem Grade, als das bisher der Fall gewesen sei, zur Anschauung bringen. Die Einleitung setzt die Gesichtspunkte in das Licht, die für eine solche Auffassung zugrunde zu legen sind. Dabei wird ein Wort Jakob Burckhardts angerufen, daß der Kleinstaat der größtmöglichen Quote der Staatsangehörigen gestatte, Bürger in vollem Sinne zu sein, und danach erscheint hier die europäische Stellung der Schweiz darin gekennzeichnet, daß die drei Sprachen, die sich in ihr begegnen, und die zu einer politischen Einheit verschmolzenen verschiedenartigen Volksstämme durch den Willen, gegenseitig verbunden zu bleiben, als eine Eidgenossenschaft von rein geschichtlicher Herkunft, als politische Nation, an anderen Orten sich bekämpfende Gegensätze vermitteln. Dabei ist der historisch aus der Selbstverwaltung mittelalterlicher bäuerlicher und städtischer

Staaten erwachsene demokratische Charakter als die notwendige Grundlage der staatlichen Befruchtung zu erkennen. Aber am meisten hält die mehr als sechs Jahrhunderte umspannende Ueberlieferung Land und Volk zusammen: nur soll — und hier wird nochmals Jakob Burckhardt angerufen — das Studium der vaterländischen Geschichte diese Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachten.

Nach diesem Programm ist in diesem bisher erschienenen ersten Bande der Faden bis zum Jahre 1516 geführt.

Ein erstes Buch „Vorgeschichte" sammelt die Gesichtspunkte, die den Anfängen der schweizerischen Eidgenossenschaft vorangehen. In drei Abschnitten — Altertum, Mittelalter bis auf Karl den Großen, Feudalstaat und fürstliches Territorium — ist in originaler Erfassung der reiche Stoff gegliedert und in gedrängter Erzählung vorgeführt. Schon innerhalb der Wirkungen der Völkerwanderung wird das Alamannentum als das Element hingestellt, aus dem die schweizerische Eidgenossenschaft sich später entwickeln konnte, und am Schluß, wo in der ausgreifenden Betriebsamkeit des auf den deutschen Königsthron berufenen Habsburgers Rudolf das sich kristallisierende territoriale Fürstentum greifbar hervortritt, wird darauf hingewiesen, daß doch zur gleichen Zeit die altgermanischen Zustände in beinahe völliger Reinheit in jenen abgelegenen Landesteilen erhalten geblieben waren, von denen dann die kräftigeren demokratischen Bewegungen ausgingen. Damit ist der Uebergang zum zweiten Buche gefunden, wo nun deren Wirkungen weiter verfolgt werden.

Mit der Entstehung des Bundes von 1291 setzt im zweiten Buche diese Fortsetzung ein. Die von Anfang an diesen Schwurverband von ähnlichen gleichzeitigen Verbindungen deutlich unterscheidenden Erscheinungen werden bestimmt hervorgehoben. Es sind einesteils von Italien her über den für den Verkehr geöffneten Gotthardpaß bei der Entstehung des Bundes einwirkende Einflüsse; aber noch mehr ist es die für die Fügung und das Wachstum des auf ewig abgeschlossenen Bündnisses so wichtige Vereinigung von Bauern und von städtischen Bürgern, wie sie anderwärts nicht gegeben war. Im Anschluß an dieses Kapitel ist dann der Sagenentwicklung über diese Dinge der einzig ausschlaggebende Wert der historischen Forschung gegenübergestellt. Im weiteren aber treten dann für den Bestand der Eidgenossenschaft drohende Gefahren hervor, die gerade durch die anderenteils so kräftigende Zusammensetzung bedingt waren. Denn die zwischen Ländern und Städten verschiedenartigen Lebensbedingungen und politischen Anschauungen bedingten tiefgreifende Entzweiungen, wie eine solche im Streite um die toggenburgische Erbschaft im Kriege zwischen Zürich und den Eidgenossen so verderblich wurde. Allein nach Herstellung des inneren Friedens folgt sofort wieder ein weiteres tatkräftiges Umsichgreifen, und mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts setzt alsbald die Teilnahme an den europäischen Kämpfen ein. Eine eingehende Erörterung ist hier den Ursachen und dem Ausbruch des ruhmreichen Burgunderkrieges gewidmet, daneben aber durchaus nicht die Betonung der schlimmen Folgen dieser Vorgänge unterlassen, der Verwilderung, der inneren Verwahrlosung, des Reislaufs. Mit den letzten zur Darstellung gebrachten Ereignissen betritt der Verfasser einen Boden, den er von früheren eingreifenden vielfach neue Aufschlüsse darbietenden Arbeiten schon gründlich kennt: den Waldmannschen Auflauf, die tatsächliche Ablösung vom Deutschen Reich, die Teilnahme an den italienischen Kriegen. Im Anschluß an die Schlacht von Marignano wird die sehr gute Beurteilung gebracht, daß ja allerdings diese Katastrophe den kühnen Machtbestrebungen ein Ende setzte, daß aber der Heroismus des Rückzuges dem Gedächtnis von Mit- und Nachwelt sich so eingeprägt habe, daß bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft eine Ruhezeit ihr gesichert blieb.

Eine besondere Hervorhebung verdienen noch die beigegebenen 16 Lichtdrucke und 32 Kunstdrucktafeln. Diese Illustrationen sind ganz vortrefflich ausgewählt, überall zeitgenössische Zeugnisse, von den Initialen und dem Klosterplan von St. Gallen bis zu den zahlreichen charakteristischen Proben aus den Bilderchroniken des Luzerners Diebold Schilling und des Bremgartners Schodoler, bis zu den prächtigen Kriegerfiguren des Urs Graf.

Nach diesen überall volle Kenntnis des Stoffes bezeugenden, in wohlgelungener Form dargebotenen Ausführungen darf mit lebhaftem Wunsch auf den Abschluß des Werkes hingeblickt werden, zumal da ja der Verfasser als der Biograph Alfred Eschers auch schon „vier Jahrzehnte neuerer Schweizergeschichte" *), einer nahe zurückliegenden Zeit, mit vollstem Erfolg zur Anschauung gebracht hat.

G. Meyer von Knonau, Zürich.

*) Erschienen im Verlage von Huber & Co. in Frauenfeld. 1919/20.

* * *

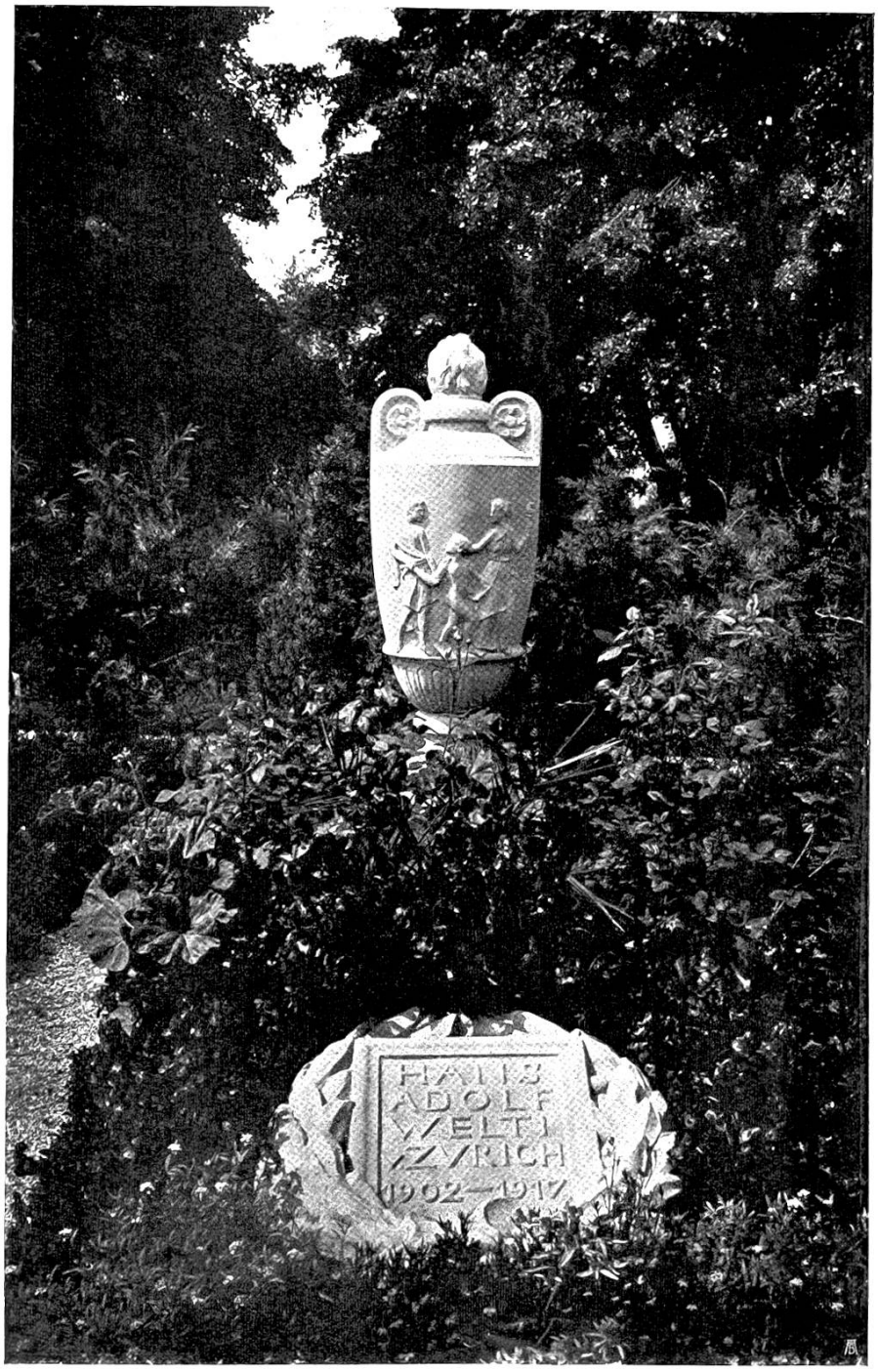
Dr. Alfred Specker. Studien zur Alpenerzählung der deutschen Schweiz. Zürich, Polygraphisches Institut A.-G. 1920.

Diese Studien sind der wissenschaftliche Erstling eines jungen Literarhistorikers; noch unter den Augen Adolf Freys entstanden, dessen Andenken das lesenswerte Büchlein gewidmet ist. Seit den Tagen Salomon Geßners bis auf unsere Tage wird uns die Alpenerzählung in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. Es ist eine sorgfältige Arbeit, die da geleistet wurde, und auch der Nichtfachmann wird sie mit Gewinn lesen. Sie sei allen Freunden der Literatur bestens empfohlen.

H. M.-B.

* * *

Zu unserm Oktober-Heft möchten wir noch nachtragen, daß die photographischen Aufnahmen zu den Reproduktionen von Werken Willi Wenks von Photograph W. Rigassi in Basel besorgt wurden. Die Red.



Grabmalkunst.

Hans Sisler, Zollikon:
Grabmal auf dem Friedhof in Zollikon.